

Apokalyptische Schöpfungsspiritualität

VON LUZIA SUTTER REHMANN

1. Vom apokalyptischen Mut



Apokalyptein heißt aufdecken, enthüllen, entlarven, offenbaren. Apokalyptische Sicht will ganz genau wahrnehmen – etwas für wahr nehmen, auch wenn es viele andere nicht sehen können, etwas ernst nehmen, auch wenn es leicht wegzuwischen wäre, ja, es solange analysieren, bis „es“ einen Namen bekommt, ein Gesicht, Farben.

„Wenn es so weiter geht, gibt es eine Katastrophe“ – sagen die einen.

„Daß es so weitergeht, ist die Katastrophe“ – sagt Walter Benjamin.¹

Diese Sätze begegneten mir vor etwa fünfzehn Jahren zum ersten Mal und ich mußte lange darüber nachdenken, bis ich sie verstand. Es war aber die Zeit, in der Nachrichten über sterbende Wälder in die Öffentlichkeit gelangten. Ich begann Bäume auch in der Stadt, an dichten Verkehrsstraßen als atmende Wesen zu verstehen, die, wenn sie könnten, wegrennen würden. Doch stumm mußten sie ausharren und die vergiftete Luft einatmen. Viele Menschen nahmen diese Nachrichten aber nicht ernst. So begann ich, diese Sätze zu verstehen. Die einen, das sind die, die immer noch wegsehen, weghoffen, was sie nicht wahrnehmen wollen. Die anderen, so Walter Benjamin, die sehen anhand vieler Zeichen, daß die Katastrophe bereits begonnen hat. Allerdings entlarvte sich die Katastrophe als schleichend, diffus – aber nicht weniger giftig und bedrohlich. Aber auf Wegsehen läßt sich keine Zukunft bauen. Denn wir können es uns heute nicht leisten, wegzusehen und das Handeln auf morgen zu verschieben. Wenn nicht jetzt – wenn dann? Hoffnung äußert sich im Mut, genau hinzusehen. Das ist apokalyptischer Mut, der Handlungsspielraum eröffnet.²

Das letzte Buch des christlichen Kanons lebt von diesem Mut. Ich möchte es hier als Beispiel für eine Bibellektüre vorstellen, die von der ökologischen Krise verletzt, geschärft und sensibilisiert wurde. Dabei gehe ich von den Fragen aus: Welche Perspektive auf die „Welt“ können wir in der Offb ausmachen? Welche Rolle spielt die Schöpfung? Hat sie nicht nur *theologische Bedeutung*, sondern auch *eine Aufgabe*? Was können die ErdbewohnerInnen von der Erde lernen? Wie ist die Schöpfung in die neue Welt Gottes einbezogen?

2. Die Offenbarung des Johannes

Die Offb³ wurde wahrscheinlich gegen Ende des ersten Jahrhunderts geschrieben. Für die jüdischen (und christlichen) Menschen war dies die Zeit nach dem Krieg, die demütigende, erschöpfende Zeit nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem. Noch zwei weitere Kriege brachen nicht weit von der Abfassungszeit der Apokalypse entfernt aus: der ägyptisch-jüdisch-römische Krieg (115–117 n.Chr.) und der Bar Kochba Aufstand (132–135 n.Chr.). Mit der Nennung dieser Kriege möchte ich zeigen, in welcher Zeit die Offb entstanden ist. Jüdisch-sein zu dieser Zeit war spannungsvoll. Die älteren AdressatInnen der Offb hatten vielleicht den Krieg in Palästina miterlebt, jedenfalls war ihre Vergangenheit von den Konsequenzen dieser Kämpfe geprägt. Die jüngeren unter ihnen erlebten vielleicht später einen der folgenden Kriege. Wenn wir die Szenen mit den Kriegsheeren (6,8; 9,3; 11,7; 12,7; 13,7; 17,14) unter diesem Aspekt lesen, daß Johannes als ein vom Krieg und seinen Verheerungen Betroffener schreibt, wird es uns eher gelingen, den Schmerz und das Leiden zu sehen als nur über die Gewalt zu erschrecken. Aus dieser Erfahrung der Betroffenheit erwächst aber auch eine Qualität: Johannes ist sensibilisiert für Erfahrungen von Gewalt. Er nimmt Unrecht dort wahr, wo die einen noch nichts Böses vermuten und die anderen es als Schicksal ansehen würden. Damit gelingt es ihm, Unrecht zu benennen und aufzudecken – *apokalyptein*.

3. Patmos

Johannes schreibt von sich selbst, daß er auf Patmos gekommen sei (1,9). Er nennt sich Bruder und Mitgenosse von anderen in der Verfolgung. Wir wissen nicht mit Sicherheit, welche Verfolgung, Verurteilung, Strafe er erleiden mußte. Es ist auch schwer nachweisbar, ob die kleine Insel Patmos zu Johannes' Zeiten eine römische Strafkolonie gewesen war oder nicht. Es kann sogar sein, daß sein Hinweis auf Patmos eine literarische Fiktion war. Nichtsdestotrotz wäre sie bedeutungsvoll und möchte etwas aussagen.

Über das alte Patmos wissen wir nicht viel. Die Hitze muß groß gewesen sein, denn südwestlich der Hauptstadt hieß eine Region *Braza* (von „kochen, sieden“). Wer heute nach Patmos kommt, sieht eine hübsche Insel, eine andere als damals. Patmos erhielt seinen Namen vielleicht von Terebinthen, war mit Wäldern und Flüssen gesegnet, gut schiffbar und gebirgig. Doch die schattigen Wälder wurden im Verlauf der Jahrhunderte mehrmals abgeholzt und auf Schiffe geladen. Zur Zeit der römischen Herrschaft galt diese Insel als kahl. Sogar der größere Fluß Nero Mili trocknete aus.⁴

Johannes hatte diese Insel vor Augen. Er nahm wahr, was mit ihr geschah. Er sah so genau hin, daß er Kraft aus dem Ort seiner Verbannung für seine Visionen bezog! Er träumte vom Schatten der Bäume auf einer Insel, die abgeholzte Wälder hatte. Auf der kleinen heißen, trockenen Insel spricht Johannes von Bäumen und Wasser.

„Sie werden nicht mehr hungern und werden nicht mehr dürsten, und die Sonne wird sie nicht treffen noch irgendeine Glut.“ (7,16)

Johannes spricht von Zeiten, in denen die Bäume „Bäume des Lebens“ genannt werden (22,19). In einer ergreifenden Vision von zerstörtem Leben gehören die Bäume zum Ersten, was Johannes beklagt:

„Und der erste posaunte; es war nämlich Hagel entstanden und Feuer, mit Blut vermischt, auf die Erde geschleudert; und ein Drittel der Erde verbrannte und ein Drittel der Bäume und alles grüne Gras“ (8,7).

Die Überschrift in meiner Zürcher Übersetzung heißt dazu: „Die sieben posaunenden Engel“ – und löst damit Bilder aus der christlichen Kunst aus, Bilder von strafenden Engeln, die die Erde bluten lassen. Doch meine ich, daß damit die Rolle und Aufgabe der Engel mißverstanden wird. Die Engel haben die schmerzliche Botenaufgabe, auf die Zerstörung aufmerksam zu machen. Mit den schrillen Tönen der Posaunen öffnen sie Ohren und Augen für die Gewalt, die *bereits* an Teilen der Erde *geschehen* ist. Wir sollten nicht die Boten einer schlimmen Nachricht für deren Verursacher halten.

In der Zürcher Übersetzung steht weiter:

„Und der erste posaunte; da entstand Hagel und Feuer ...“ (8,7).

Mit dieser kausalen Übersetzung wird der Engel zum Handlanger eines strafenden Gottes, eines gewalttätigen Herrschers im Himmel, der seine Schöpfung verbrennen läßt. Vor solch einem Gott graust es mir und auch vor solchen Theologen, die Gewalt als gottgewollt hinstellen! Grammatikalisch ist zu beachten: „Der erste posaunte“ (Aorist) ist die erzählte Handlung, die jetzt eben geschieht. „Und es war Hagel und Feuer ...“ (Imperfekt) beschreibt einen Zustand, der währt, andauert – nicht etwas, das gerade jetzt eintrifft. So meine ich, wir können mit Recht sagen, daß die Boten posaunten, was schon länger der Fall war, nämlich die Zerstörung weiter Teile der Erde. Doch der Seher hatte dies bis jetzt noch nicht wahrgenommen. Die Vision der posaunenden Boten ist der Moment, in welchem dem Seher die Augen aufgehen über die Brandrodung und Brandschatzung des Landes. Die Präsenz der göttlichen Kräfte, der Engel, gibt Johannes den Mut, Gewalt wahrzunehmen.

Die Schilderung dieser Vision/Audition geschieht äußerst differenziert. Johannes legt offen, daß er nicht eindeutige Worte, schwarz auf weiß, direkt

von Gott erhalten hat. Seine Wahrnehmung ist mehrdeutig: Er vernimmt Töne. Die Boten sprechen nicht. Für ihre bittere Botschaft haben sie keine Worte. Das Posaunen ist ein kreativer Akt, wenn einem die Worte ausgegangen sind. Johannes beschreibt, was er hört, als Klänge, Schwingungen, Stimmen. Er hört Luftreibungen, Vibrationen, die im übertragenen Sinn auch Dissonanzen, Unstimmigkeiten genannt werden können. Er deutet diese Töne als Zeichen, als Botschaften und damit beginnt er zu verstehen. Was ihm in den Ohren hallt, rüttelt ihn auf. Nun sieht er, daß Teile der Erde verbrannt sind. Er sieht es noch genauer: Bäume sind verbrannt und das grüne Gras. Die Botschaft, die Johannes gehört hat, läßt ihn sehend werden.

Er erkennt die Gewalt im Antlitz der kleinen Insel. Sah nicht Jerusalem auch so aus, das einst blühende Juda? Das Wiedererkennen derselben Gewalt, die hier wie dort gewütet hat, ist schmerzlich, aber auch entlarvend. Patmos ist wegen des Raubbaus an den Wäldern von der Sonne verbrannt. Aber auch Palästinas Äcker und Weinberge sind von Kriegssheeren verwüstet. Hier wie dort herrscht Unrecht, hier wie dort wird die *Erde Schauplatz fürchterlichster Gewalt*.

Aus solchen genauen Beobachtungen webt Johannes den Stoff für seine Visionen. Johannes hat die ausgeblutete Landschaft vor Augen. Diese Wahrnehmung verbindet er mit den Erfahrungen seiner Freunde auf Patmos. Sie dürsten wie die Landschaft nach Wasser. Sie leben in der Hölle, in der Gottesferne, im Staub. Die Perspektive auf die Insel ist dieselbe, wie auf die eigenen Leidenserfahrungen. Im Los der Insel widerspiegelt sich das eigene Schicksal der Entwurzelten. Was der Erde geschieht, ist ein Spiegel dafür, was ihren BewohnerInnen geschieht.

Zu seinen Leidensgefährten spricht er von einer Reich-Gottes-Vision, in der es weder Hunger noch Durst geben wird, sondern grüne Weiden, Wasserquellen und die Nähe Gottes (7,13–17). So entwickelt Johannes seine Vision als Gegenerfahrung. All das, was er jetzt entbehrt, was er als Unrecht und Gewalt wahrnimmt, wirft er auf Gott. Gott ist die Nähe der Gerechtigkeit, die Quelle des Lebens, die jetzt brachliegt und austrocknet. Auch die Schilderung der glücklichen Stadt, die neu gebaut wird, gipfelt in ihrem Wasser- und Baumreichtum (22,2). Das Wasser und die Bäume spenden heilende Kraft, sind erfrischend, lebenspendend.

Sind das verzweifelte Projektionen auf einen abwesenden Gott? Wird Gott einfach mit dem befrachtet, was Johannes gern hätte, ihm aber fehlt?

Es kommt sehr darauf an, wie wir solche Visionen lesen. Wir können sie als Visionen eines Paradieses lesen, die sich beim genaueren Hinsehen als Träumereien entpuppen, denen allenfalls noch ein tröstender, vertröstender

Wert zukommt. Doch ich lese die apokalyptischen Visionen als Entwürfe voller Kraft, die nach vorne ziehen. Denn sie machen deutlich, woran die Erde und ihre Menschen leiden, und was ihnen guttun würde. Damit enthalten sie auch ein Stück Weg. Denn sie zeigen, daß durch das Wachsen der Bäume Lebensqualität erwächst. Ein Aufforstungsprogramm ist das noch nicht, aber ein Appell zum Abwenden von Gewalt, von Kahlschlag jeder Art oder zumindest vom Zimmern von Handels- und Kriegsflotten (18,17f).

4. Jenseits von Gewalt

Eigentlich begreife ich gar nicht mehr, warum der Offb eine jenseitige Theologie und dualistisch-gefärbte Weltverachtung zugeschrieben wurde. Der Untergang der alten Schöpfung, ihre apokalyptische Zerstörung durch den zornigen Gott, entstammt m. E. einer traumatisierten Perspektive. Zusätzlich ist eine solche Perspektive zynisch, weil sie „Gott“ – also die Kraft, die uns liebt, aufnimmt, heilt – für eine Zerstörung verantwortlich macht, die „menschengemacht“ ist. Wenn uns z. B. die Augen aufgehen über die Vernichtung der Regenwälder und ihrer BewohnerInnen, haben wir eine religiös anspruchsvolle Aufgabe verstanden: Die Regenwälder werden von einer fehlgeleiteten Politik den Profitinteressen weniger geopfert. Diese Tatsache zu analysieren, aufzudecken ist die erste Aufgabe. Sie zu deuten als „Opfer“, das uns zur Umkehr bringen könnte, als „Zeichen“, das das zum Himmel schreiende Unrecht verkörpert, wäre eine weitere Möglichkeit. Die Boten dieser Nachricht nicht als Panikmacher, sondern als „Engel“ zu verstehen, die uns aufrütteln wollen, wäre dann ein weiterer Schritt. Und Gott? Gott schickt seine Engel, damit sie deutlich und noch deutlicher sagen, was sie wahrnehmen, damit uns die Ohren klingeln und wir gemeinsam mit Gott, der Erde und ihren BewohnerInnen zu arbeiten beginnen.

Ich meine aber, daß wir die Offb nicht nur als ethischen Impuls lesen sollten. Das wäre eine rationalistische Verkürzung der therapeutischen Kraft, die jegliche Poesie in sich trägt. Der Bilderreichtum, die Dramatik, die Farben- und Zahlensymbolik können zwar „übersetzt“ werden – aber nicht, ohne daß etwas verloren geht. Darum versuche ich, mich auf die transformative Sprache der Apokalyptik einzulassen und lese die Visionen des Johannes als ökologische Inspirationsquellen. Gott ist nahe – wenn Wasser fließt, Bäume wachsen, die Völker geheilt werden (22,17). Der neue Himmel und die neue Erde – Johannes träumt mit offenen Augen. Er sieht die kahlen, vor Hitze vibrierenden Felsen und den Durst der Geschöpfe. Das Jenseits, das in der Offb durchzuschimmern beginnt, ist ein Jenseits von Gewalt, ein Jenseits der

Unrechtsgeschichte. Dieser „ewigen“ Geschichte von Leiden und Kriegsgewalt sagt Johannes das Ende an. Denn auf der neuen Erde, unter dem neuen Himmel, wird es keine Entbehrungen mehr geben. Dabei ist seine Perspektive auf die Erde ausgerichtet. Transzendiert werden lediglich die Mißstände. Johannes spricht nicht von einer Überwindung der Erde, von einer „verklärten“ leiblichen Natur ohne Vergänglichkeit. Er will die Erde geheilt sehen.

5. Die Mitarbeit

Dabei arbeitet die Erde selbst an ihrer Heilung/Erlösung mit. Wir können dies in der dramatischen Vision der vier Reiter sehen (6,1–17).

„Und ich schaute auf, und siehe da, ein weißes Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen; und es wurde ihm ein Kranz gegeben, und er zog aus, um zu siegen. ... Und ein andres Pferd kam hervor, ein feuerfarbenes, und dem, der darauf saß, wurde Macht gegeben, den Frieden von der Erde wegzunehmen, damit sie einander hinschlachteten; und es wurde ihm ein großes Schwert gegeben. ... Und siehe da, ein schwarzes Pferd, und der darauf saß, hatte eine Waage in seiner Hand. Und ich hörte etwas wie eine Stimme inmitten der vier Wesen, die sprach: Zwei Pfund Weizen für einen Denar und sechs Pfund Gerste für einen Denar! Und dem Öl und dem Wein füge keinen Schaden zu! ... Und siehe da, ein fahles Pferd, und der darauf saß, dessen Name ist „Tod“; und der Herrscher des Totenreiches folgte ihm nach. Und es wurde ihm Macht gegeben über den vierten Teil der Erde, zu töten mit dem Schwert und mit Hunger und mit Pest und durch die wilden Tiere der Erde“ (6,2–8).

Johannes sieht unheilbringende Reiter, deren gewalttätige Dynamik die Erde in einen Schauplatz der Zerstörung verwandelt. Hier geht es keineswegs um Verherrlichung von Gewalt, sondern um das schmerzvolle Hinsehen, das nach Bildern für das Unrecht ringt. Ein Reiter nach dem anderen jagt über die „Bühne“, indem jeder die Panik steigert und die Frage in mir zu brennen beginnt: Hört denn das niemals auf? Ist niemand da, der diesem Wahnsinn ein Ende bereitet?

Doch in diesem Moment bricht die Reiterkette ab. Es melden sich Stimmen zu Wort, mit meiner Frage nach dem Ende der Gewalt. Es sind die Ermordeten, die unter dem Altartisch Gottes hervor sich einmischen:

„Wie lange, heiliger und wahrhafter Gott, richtest du nicht und rächst unser Blut nicht an denen, die auf Erden wohnen“ (6,10)?

Das Schreien der Toten bewirkt eine Veränderung der Vision. Aber, möchte ich einwenden, Tote haben doch keine Kraft mehr, etwas zu bewirken? Und nur durch einen Satz können doch diese Reiter nicht gestoppt werden? Wie laut können Tote überhaupt noch schreien?

Für Johannes jedenfalls laut genug. Gott hört sie. Und – für unseren Kontext beinahe noch spannender – die Erde hört sie auch. Sie beginnt, sich zu bewegen:

„... da entstand ein großes Erdbeben, und die Sonne wurde schwarz wie ein härenes Trauergewand, und der ganze Mond wurde wie Blut, und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, wie ein Feigenbaum seine Früchte abwirft, wenn er von einem starken Wind geschüttelt wird, und der Himmel entschwand wie eine Buchrolle, die sich zusammenrollt, und alle Berge und Inseln wurden von ihren Stellen gerückt“ (6,12–14).

Ich finde es spannend und wichtig, die Aktivität der Gestirne wahrzunehmen. Das Fallen wird ausdrücklich als Ergebnis einer Aktion beschrieben: Der Himmel schüttelt sich. Die Erde und der gesamte Kosmos tun, was ihnen möglich ist. Dadurch erschrecken die Könige der Erde und möchten sich verstecken. Das bedeutet, sie können nicht mehr ihre Kriegersreiter ausstaffieren und ausschicken. Sie versuchen, ihre Haut zu retten. Ja, sie flehen sogar die Erde an, ihnen zu helfen, indem sie sie zudecken soll (6,16). Doch die Erde deckt sie nicht zu.

In diesen Versen schütteln Erde und Himmel ihre Rolle als „Bühne“, als Schauplatz der Gewalt ab und werden aktiv. Ein Beben beginnt und der Kosmos verwandelt sich. Johannes nimmt die Erde als Mitarbeiterin Gottes wahr. Das Schreien der Toten – es muß unendlich leise, aber ungeheuerlich intensiv sein – und das Beben der Erde⁵, Johannes beschreibt, was er wahrnimmt. Er nimmt nicht nur die Zerstörung wahr, sondern auch die Hoffnung auf Heilung, die unsichtbare Hilfe verbündeter Kräfte.

„Ich halte nämlich dafür, daß die Leiden der jetzigen Zeit nicht gleich schwer wiegen wie die kommende Pracht, die an uns enthüllt werden wird. Denn die tiefe Sehnsucht der Schöpfung ersehnt das Sichtbarwerden der Kinder Gottes. Denn die Schöpfung ist der Gottesferne unterworfen gegen ihren Willen, aber durch den des Unterwerfers, in der Hoffnung, daß auch die Schöpfung befreit werde von der Sklaverei der Lebensverhinderung zur Freiheit des Glanzes der Kinder Gottes. Wir wissen nämlich, daß die gesamte Schöpfung gemeinsam schreit und gebiert bis jetzt“ (Röm 8,18–22).

Was Paulus hier im Brief an die römischen Gemeinden schreibt, ist genauso apokalyptisch wie die Rede von den Erdbeben in der Offb (weitere Stellen sind 11,13; 16,18) die Mitarbeit der Erde an ihrer Erlösung von der

Gewalt. Auch Paulus sieht in der Schöpfung eine verbündete Kraft, die die Geburt der neuen Welt herbeisehnt. Paulus hört das Schreien der Erde und versteht es als Ausdruck ihrer Geburtsarbeit.

Johannes beschreibt die Verwandlung der Erde als eine neue Schöpfung. Auch der Siebener-Rhythmus der Visionen (die sieben Posaunen, sieben Siegel etc.) verbindet die Offb mit der ersten Schöpfungsgeschichte. So hat auch die Sabbatruhe (der Sabbat als siebter und heiliger Tag, auf den die Schöpfung hinzielt) eine wichtige Rolle (1,10; 7,1–17; 14,1–13 und 21). Denn am Sabbat feiern alle Toten, d.h. sie ruhen von ihrem Todsein aus und stehen auf.

„Und alle Toten ruhen am Sabbattag, und sie kommen, Scharen über Scharen, und sie singen vor dem Heiligen, er sei gesegnet, und sie kommen und werfen sich in den Synagogen anbetend nieder, um das zu bestätigen, was (in der Schrift) gesagt ist: Die Frommen werden in Ehren frohlocken ... (Ps 149,5). Und an allen Sabbaten und Neumonden stehen sie lebendig aus ihren Gräbern auf und kommen und empfangen das Antlitz der Schechina und werfen sich vor ihm nieder.“⁶

Die Toten sind die durch Unrecht und Gewalt Umgekommenen. Der sogenannte natürliche Tod ist in der Offb kein Thema. Die Begrenztheit des Lebens, die Vergänglichkeit des Ichs wird akzeptiert, aber nicht das Unrecht. Dieses muß aufgedeckt werden, damit Heilung geschehen kann. Diese apokalyptische Aufgabe des genauen Hinsehens, des Benennens von Unrecht, das Schreien und Intervenieren – wer wird es tun?

Die Offb gehört zur MärtyrerInnenliteratur, zur Widerstandsliteratur. Damit erhält unsere Frage eine Richtung. Gott braucht das Engagement seiner/ihrer Freunde und Freundinnen. Trotz aller Bildersprache „tut“ Gott sehr wenig in der Offb. Gott ist der tiefere Hintergrund der Heilung. Aber widerstehen, Widerstand leisten müssen schon die Menschen (2,7; 2,11; 2,17; 2,26; 3,5; 3,12; 3,21).

Johannes selbst stellt sich als Verbannter auf Patmos dar, als Jude unter römischer Befriedung. Ich kann mir vorstellen, daß die römischen Behörden Johannes als Prophet und somit als Widerständigen einstufen, sonst hätten sie ihn kaum auf Patmos verbannt. In 2,13 erwähnt Johannes den Antipas, der ermordet wurde. Überall in der Offb begegnen die Toten Scharen von weißgekleideten MärtyrerInnen. Wie in 6,10 setzen sich diese weiterhin für das Leben ein. In 7,9 singen sie von der Größe, der Ehre und der Macht Gottes, so wie Grötzingen vom Singen der Toten am Sabbat erzählt. Immer wieder hört Johannes die Ermordeten (4,11; 5,9–10; 5,12–13; 7,9–11; 14,2–3; 19,1–2; 19,6–8). Sie dringen in sein Leben ein und lassen ihn nicht

in Ruhe. Er eröffnet in seinen Visionen Räume, wo Tote und Lebende einander hören können. Diese Schreie und Lieder gehören zur gefährlichen Erinnerung, die Unrecht wach hält und die Lebenden bei ihrer Verantwortung unterstützt.

Allan Boesak⁷ – ein schwarzer Befreiungstheologe aus Südafrika – erzählt von seinen FreundInnen, daß sie auf der Straße, bei Demonstrationen und Beerdigungen vis-à-vis von Polizei und Militär gesungen haben. Dieses Singen können wir uns als Einfordern von Leben und Gerechtigkeit vorstellen. Es sind verdichtete Gebete, Lieder, Visionen, die die Hoffnung derer ausdrücken, die am Leben arbeiten.

6. Aufgaben

Nun möchte ich zusammenfassen. Die apokalyptische Sicht des Johannes auf die Welt nimmt ihren Ausgangspunkt bei den Erfahrungen des Unrechts seiner Gefährten. Johannes hat den Mut, nicht wegzuschauen. Gerade in der Vision der vier Reiter (6,1-8) wurde mir bewußt, wieviel Kraft es braucht, nicht die Augen zu schließen, sondern die ganze Vision aufzunehmen.

Johannes beschreibt, was er wahrnimmt. Er analysiert die Gewaltverhältnisse gegenüber Menschen und der Schöpfung. Aus diesen Analysen gewinnt er Material für seine Hoffnungen auf Veränderung.

Die Erde nimmt er als *Schauplatz der Gewalt* wahr. Damit wird sie aber mißbraucht. Sie ist ferner *die große Zeugin*. Sie deckt die Spuren von Gewalt nicht zu, sondern bewahrt in ihrem Schoß die Ermordeten und damit die Erinnerung an das, was geschah. Sie nimmt die prophetische Aufgabe wahr, den Menschen einen Spiegel vorzuhalten. Darüber hinaus sind ihre Beben als *Mitarbeit an der Heilung der Welt*⁸ zu deuten. Die Erde bewegt sich, ergreift Partei (sehr deutlich in 12,16), kooperiert und verändert sich. Der gesamte Kosmos ist in die große Gerechtigkeitsarbeit miteinbezogen. So weiß auch ein Adler Bescheid über das Kommende und drückt sein Erschrecken aus (8,13). Die Auferstehung als wichtige apokalyptische Kategorie wird nicht individuell, sondern kosmisch gedacht. Die Erdbeben sind deutliche Lebensregungen der Erde. Sie bringen den Erlösungsprozeß voran und können in dem Bild der gebärenden Erde, die an der Welt Gottes mitarbeitet und sich bei der Entbindung verwandelt, verortet werden.

Die apokalyptische Vision einer auferstandenen Gemeinschaft (das neue Jerusalem 21,10f; die neue Welt Gottes 21,1) leitet uns nicht zum Rückzug von der Welt an, denn nur durch mutiges Hinsehen, Benennen, Deutlichmachen des Leidens kann die Kette der Gewalt unterbrochen werden.

- ¹ Jürgen Ebach, „Apokalypse – Vom Ursprung einer Stimmung.“ In: Einwüfe 2/1985, 5–61.
- ² Zum Thema: Luzia Sutter Rehmann, Vom Mut, genau hinzusehen. Feministisch-befreiungstheologische Auslegungen zur Apokalyptik. Luzern 1998.
- ³ Luzia Sutter Rehmann, „Die Offenbarung des Johannes: Inspirationen aus Patmos“, in: Kompendium Feministischer Bibelauslegung, hg. von Luise Schottroff und Marie-Theres Wacker. Gütersloh 1998, 725–741.
- ⁴ Vgl. Johanna Schmidt, „Patmos“, in: Paulys Real-Encyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft. 36. Halbband, Waldsee 1949.
- ⁵ Luzia Sutter Rehmann, Geh, frage die Gebälerin! Feministisch-befreiungstheologische Untersuchung des Gebärmotivs in der Apokalyptik. Gütersloh 1995.
- ⁶ Karl Erich Grözinger, Musik und Gesang in der Theologie der frühen jüdischen Literatur. Tübingen 1982, 25.
- ⁷ Allan Boesak, Schreibe dem Engel Südafrikas. Trost und Protest in der Apokalypse des Johannes. Stuttgart 1988. Siehe auch: Pablo Richard, Apokalypse. Das Buch von Hoffnung und Widerstand. Luzern 1996.
- ⁸ Dafür gibt es den hebräischen Begriff *tikkun olam*, die Vervollkommenung/ Wiederherstellung/das Flickern der Welt dadurch, daß Gott in ihr zu wohnen beginnt.